

Der letzte Zar

Der Verleger Alfred Neven DuMont hat einen Roman über eine gestörte Vater-Sohn-Beziehung geschrieben und sorgt sich auch im wirklichen Leben um sein Vermächtnis in einem der ältesten Zeitungsunternehmen Deutschlands.

Alexander Osang, Der Spiegel, 10.10.2011

Sein Buch ist gerade erschienen, und Alfred Neven DuMont, der große, alte Verleger, war heute Vormittag schon in ein paar Kölner Buchhandlungen, um nachzuschauen, wo es liegt. Er hat es nicht gefunden. Er kann sich nur noch auf sich selbst verlassen. Seine Zeitungen beispielsweise haben bereits am Erscheinungstag Besprechungen gedruckt. Der "Kölner Stadt- Anzeiger", die "Berliner Zeitung", die "Frankfurter Rundschau", die "Mitteldeutsche Zeitung". Die waren alle gut. Im "Stadt- Anzeiger" hat ihn ein emeritierter Germanistikprofessor mit E. T. A. Hoffmann verglichen. Er kann aus den Rezensionen zitieren, er redet über sie wie über Geschenke, die er eigentlich nicht annehmen kann, mit freundlichem, großväterlichem Ton tadelt er das Lob seiner Untergebenen, irgendwann merkt er das und teilt mit, dass er eigentlich gar nicht über sich reden wolle.

Alfred Neven DuMont steht im Foyer seines Hauses in der Nähe von Köln. Das Haus wirkt überraschend klein, er überraschend groß. Er trägt einen gepflegten Schnurrbart und eine Hausjacke von Yves Saint Laurent. In der Hand hält er nicht sein Buch, sondern die Erinnerungen eines Künstlers, der bei einem Überfall in New York sein Augenlicht verloren hat. Darüber sollte man schreiben, erklärt er. Das wirkt seltsam heute am Erscheinungstag seines Romans, aber vielleicht ist er einfach so unsicher und dünnhäutig, wie man eben ist, wenn das Buch, das man geschrieben hat, unter die Leute kommt.

Alfred Neven DuMont weiß, dass er kaum über sein Buch reden kann, ohne über seinen Sohn Konstantin zu reden. Das Buch heißt "Vaters Rückkehr" und beschreibt eine übermächtige Vaterfigur, die sich in das Leben des Sohns drängt(*). Der Sohn ist ein erfolgreicher Bankmanager mit einer glücklichen Kleinfamilie, bis an seinem 42.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Geburtstag plötzlich sein Vater auftaucht, von dem er immer behauptet hatte, er sei tot. Obwohl der Vater bereits über 80 Jahre alt ist, wirkt er jünger, charmanter und auch fitter als der Sohn.

Es entwickelt sich ein Duell zwischen Vater und Sohn, und man denkt an die öffentliche Auseinandersetzung, die im vorigen Jahr um die Führung des Verlagshauses M. DuMont Schauberg geführt wurde. Alfred Neven DuMont hatte seinen Sohn Konstantin als Nachfolger eingesetzt. Aber der Sohn wirkte von dieser Aufgabe zunehmend überfordert. Als er darauf hingewiesen wurde, attackierte er in der Öffentlichkeit die Führung des Verlags und am Ende auch seinen Vater. Die Medien begleiteten den Streit in einer der ältesten deutschen Zeitungsdynastien wie eine Soap Opera. Am Ende wurde Konstantin vom Hof gejagt. Die Erklärung dazu unterzeichnete Alfred.

Es war wie im Roman: Vater kehrte zurück.

Alfred Neven DuMont bittet in den Wintergarten, wo ein Teller mit Käsekuchen wartet. Seine Frau Hedwig serviert Tee. Sie reden über den Kuchen, den Tee, über das Buch des blinden Künstlers und auch über den Kriminalroman, den Hedwig Neven DuMont soeben veröffentlicht hat. Alfred Neven DuMont erklärt, dass seine Frau ein viel interessanterer Gesprächspartner sei als er. Sie lächelt ihn an wie ein störrisches Kind.

"Lass mal", sagt sie. "Ich glaube, das wird ein gutes Gespräch."

Dann nimmt sie die Teekanne und zieht sich zurück. Alfred Neven DuMont sieht ihr hinterher. Seine Frau ist eine helle, beinahe durchsichtige Erscheinung, sie entstammt einem alten österreichischen Adelsgeschlecht, und es gibt Leute in seinem Verlag, die behaupten, dass er auf niemanden höre wie auf sie. Als die "Berliner Zeitung" vor einem Jahr in einer Kolumne den Adel kritisierte und damit ja womöglich auch seine Frau Hedwig, soll Neven DuMont gefordert haben, dass die Kolumnistin nie wieder eine Zeile in einer seiner Zeitungen schreiben dürfe. Die Chefredakteure protestierten, und irgendwann ließ er sich von ihnen überzeugen. Alfred Neven DuMont ist 84 Jahre alt, seine Firma ist zu groß und zu unübersichtlich geworden, um sie vollstän-

dig zu kontrollieren. Aber es ist schwer, das zu akzeptieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In seinem Roman zieht sich der Vater am Ende zurück, im richtigen Leben funktionierte das so nicht.

"So", sagt er, steht auf und beginnt durch sein Haus zu laufen, das ähnlich wie sein Unternehmen aus verschiedenen Anbauten besteht. Ab und zu bleibt er vor einem Bild stehen. Ein großer Picasso, ein Kandinsky, ein Polke, dessen Wert, wie er sagt, auf unfassbare Weise gestiegen sei. Als er schließlich auf einem hellen Sofa in einem hohen gläsernen Raum sitzt, ist ein Kontext erschaffen zu dem Buch, das er veröffentlicht hat, und all den unschönen Querelen um seinen Sohn, und Alfred Neven DuMont scheint die Kontrolle über seine Geschichte zurückerobert zu haben. Es ist wieder eine Erfolgsgeschichte.

Er beginnt einen Kurzvortrag über den Unterschied zwischen dem literarischen und dem journalistischen Schreiben, der ihn über eine Rezension zum Roman von Josef Bierbichler, die er gerade gelesen hat, zur Familie Bierbichler führt, die er seit langem kenne, von da zur Mentalität der bayerischen Ureinwohner, zum Baron zu Guttenberg, dessen Familie er ebenfalls gut kenne, und von dort, über sein wohltätiges Engagement in Afrika, zu seinen journalistischen Anfängen in Hamburg, als Gerd Bucerius noch ein normaler Mensch war und Henri Nannen noch ein junger Mann. Er beschreibt seine erste Begegnung mit Axel Springer, bei der beide zufällig das gleiche beigefarbene Tweedjackett trugen, was Springer mehr schockierte als ihn, weil der Axel, wie er sagt, auch starke weibliche Züge hatte.

Am Ende seiner Ausführungen betont er, dass er den Roman "Vaters Rückkehr" beendet habe, bevor die Streitigkeiten mit seinem Sohn begonnen hätten. Das eine habe mit dem anderen nichts zu tun. Seine Sekretärin könne das bezeugen.

Es ist eine zehnminütige Reise durch die ganze Welt. Bierbichler, Springer, Afrika und eine Sekretärin. In seinem Verlag bedauern manche Manager, dass der alte Mann immer ohne Manuskript zur Belegschaft spreche und so mitunter etwas unkonzentriert wirke.

Alfred Neven DuMont aber macht nicht das, was irgendwelche Manager von ihm erwarten. Er schafft sich ein Podest, von dem aus er redet. Von einer bestimmten Anhöhe aus ist es egal, was man sagt. Hauptsache, man spricht. Er verhält sich wie ein König, und die ganze Reise um die Welt soll sowieso nur den letzten Satz vorbereiten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sein Roman hat nichts mit seinem Sohn zu tun.

"Ich habe angefangen, Bücher zu schreiben, um mich aus dem Sog des großen Hauses zu befreien", sagt Neven DuMont. "Man arbeitet und arbeitet. Und plötzlich sind da 4200 Beschäftigte. Das ist schon ein Moloch, den ich da geschaffen habe. Das ist manchmal auch erschreckend. Aber man kann das nicht wegscheuchen. Der Axel Springer ist daran beinahe zerbrochen, an der Größe seines Riesenkonzerns. Der wollte das loswerden, im Alter. Glücklicherweise bin ich nicht so beschaffen. Es muss irgendwie weitergehen. Wir sind schon eine kuriose Sippe. Ich bin ja die elfte Generation. Immer wieder war einer da, der das Unternehmen durch die Zeit gehauen hat."

Er lächelt, und man muss an das weiße Banner denken, das im gläsernen Foyer des Neven- DuMont- Hauptquartiers von der Decke hängt. Da sind die Namen der Vorfäter aufgelistet, die das Zeitungshaus durch die Zeiten trugen. Unten ist noch Platz.

Alfred Neven DuMont hatte drei Kinder. Markus, sein älterer Sohn, hatte nie Interesse am Verlag, er war ein Künstler, wurde krank und starb früh. An die Tochter Isabella dachte er zunächst nicht, weil man, wie er sagt, nicht an Frauen dachte, damals. Es blieb Konstantin, ein Wirrkopf manchmal, aber voller Ideen. Der Sohn verbrachte ein paar Jahre an der Universität von Oregon in Eugene, und vor allem traute er sich zu, das Erbe des Vaters anzutreten. Das Blut konnte weiterfließen.

Er setzte den Jungen ein und übersah lange, dass der wie der tollpatschige Koch aus dem Zeichentrickfilm "Ratatouille" durch die Zeitungslandschaft stolperte.

Konstantin Neven DuMont hielt vor den Belegschaften Vorträge, in denen er großmännisch die Zukunft der Zeitung verkündete, er rief seine Lieblingsfloskel "Paid Content" in die Säle wie eine Zauberformel, er trug seinen Abschluss in Eugene vor sich her wie ein Harvard- Degree und reinigte während eines Geschäftsessens sein Gebiss mit Zahnseide. Er sei süchtig nach Öffentlichkeit gewesen, sagt jemand, der ihn häufig erlebt hat, und es sei ihm egal gewesen, ob es sich dabei um ein Internetforum gehandelt habe, an dem nur zehn Leute teilnahmen, oder um einen Verlegerkongress.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Er sprühte ja, aber es war wohl nicht so geordnet", sagt Alfred Neven DuMont. Manchmal rief er nach einem Auftritt Konstantins an und fragte einen der Zuhörer, wie er gewesen sei. Aber er wollte eigentlich nur hören, dass er gut war.

"Vielleicht wollte man mich schonen. Vielleicht war ich ja auch gar nicht in Deutschland, als sich die Dinge überschlugen", sagt er. "Der Ausbruch meines Sohns kam überraschend und auch unabgesprochen. Ich war von den Socken. Ich war sprachlos. Es hat mich überrollt."

Als die Zeitungen im Land über die bizarren Auftritte Konstantins zu berichten begannen, versuchte Neven DuMont, das Feuer über seine alten Verbindungen auszutreten. Er rief die Leute an, die er kannte, und bat um Nachsicht mit dem verwirrten Kind. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Rudolf Augstein, Henri Nannen und Axel Springer waren tot. Er kontaktierte Mathias Döpfner, den Springer- Vorstandsvorsitzenden, und beklagte sich, "sehr zart", wie er sagt, über die Berichterstattung der "Bild"- Zeitung, die die Familienfehde besonders genüsslich ausbreitete.

"Der Döpfner ist ja ein netter Mann, der hatte Verständnis", sagt Alfred Neven DuMont. "Aber ich weiß nicht, ob der bei der ‚Bild‘- Zeitung überhaupt etwas zu sagen hat. Wenn der Axel noch gelebt hätte, hätte ich ihm gesagt: ‚Hört mit der Schweinerei auf, der Junge ist nicht bei Sinnen‘. Dann wäre am nächsten Tag Schluss gewesen. Aber das sind jetzt alles Manager, keine Verleger mehr. Ich bin doch einer der letzten Mohikaner. Es ist vorbei."

Es falle dem alten Neven DuMont schwer, sich mit der neuen Ordnung in der deutschen Zeitungslandschaft anzufreunden, sagt jemand aus dem Verlag. Er spreche nur mit Leuten auf Augenhöhe. Mit anderen Zeitungskönigen. Mit dem Ebner von der "Südwest- Presse" oder mit Dieter von Holtzbrinck. Als er nach langem Ringen die "Berliner Zeitung" kaufen konnte, habe sich Neven DuMont geweigert, direkt mit dem britischen Investor Montgomery zu verhandeln, weil er den "fies" gefunden habe.

Mit den alten Kontakten bekam Alfred Neven DuMont den Konflikt nicht unter Kontrolle. Die Chefredakteure und Geschäftsführer begannen zu rumoren, weil sie den Eindruck hatten, in aller Öffentlichkeit lächerlich gemacht zu werden. Seinen Sohn erreichte er nicht mehr. Konstantin sprach mit der "Bild"- Zeitung, die in Köln der schärfste Konkurrent der DuMont- Gruppe ist. Er hatte keinen Verbündeten im Haus

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mehr, sagt ein Mitarbeiter. Sein Vater Alfred aber schwieg. Er wollte sich nicht auf einen öffentlichen Streit mit seinem Sohn einlassen, weil er das als Familienangelegenheit betrachtete. Irgendwann drängten ihn seine leitenden Mitarbeiter, den Sohn zu beurlauben und eine Erklärung abzugeben. In einer innerbetrieblichen Depesche wandte er sich an die DuMont- Belegschaft, die sich las wie das Kommuniké eines afrikanischen Stammesfürsten in großer Not.

Sein Sohn sei beurlaubt worden, seine Ämter ruhten, vieles, was in den Zeitungen stand, habe "einen gewissen Wahrheitsgehalt", er wolle dazu nichts weiter sagen, Sorgen seien "nicht angebracht", er sei gesund. Abschließend teilte er seinem Volk "nicht ohne Humor" mit, "dass Sie mich noch eine Zeitlang ertragen müssen". Man ahnt die Schmerzen, unter denen diese Erklärung abgegeben wurde, und sie sind auch jetzt, ein knappes Jahr später, immer noch da.

"Vielleicht hätte ich das nicht schreiben sollen", ruft Alfred Neven DuMont und schlägt mit der Hand auf die Sofalehne.

"Da hat mein Herz wirklich geblutet. Ich hab ja nur diesen Sohn, den anderen habe ich verloren. Söhne sind Söhne. Er hat mir wahnsinnig leidgetan. Aber wenn man so ewig einem Unternehmen vorsteht, ist es auch wie ein Kind. Und als der Konstantin anfing, das Unternehmen zu attackieren, den Vorstand, unsere Chefredakteure, da kam ich natürlich in eine Zerreißprobe. Ich kann nicht das eine Kind vom anderen attackieren lassen und dazu schweigen. Man muss ja als Vater Gerechtigkeit walten lassen. Und wissen Sie was? Die ‚Bild‘- Zeitung hat mit ihrer ganzen persönlichen Kampagne in Köln nicht ein Zeitungsexemplar mehr verkauft. Ich hab das nachgerechnet."

Er strahlt, als sei das ein gutes Ende der Geschichte. Aber natürlich ist da keine Moral. Man kann eine Zeitung schlecht mit einem Kind vergleichen. Und so redet er weiter.

"Ich hab ja gemerkt, dass er schwere Probleme mit sich hatte, aber dass ein Mensch, der einem so nah ist, nicht mehr zu kontrollieren ist, hat mich verzweifeln lassen. Er hat auch nicht mehr auf meine Frau gehört. Vielleicht hätten wir strenger sein müssen, als er ein Kind war. Ich weiß nicht", sagt Neven DuMont, schweigt einen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Moment, sieht aus dem Fenster und sagt: "Was mir viel Freude macht, ist der Garten. Die Natur ist auch was Schönes."

Seine Rede treibt zu einem deutschen Spitzenkoch, der gleich um die Ecke wohnt und den er kürzlich nach einem Abendessen küsste, weil es so gut geschmeckt hatte. Ein Kuss, den er vor 20 Jahren auch noch nicht verteilt hätte, aber das Alter, es habe auch seine Vorzüge. Auch im Umgang mit Frauen. Die Jugend sei ja keineswegs nur fröhlich. Er erwähnt einen befreundeten Urologen. Der Mann habe ihm freudig mitgeteilt, dass sein Sohn auch Arzt werden wolle.

"Der Wunsch steckt drin in einem Vater, dass der Sohn einem folge", sagt er. "Aber letztlich leben wir in Zeiten, wo nichts mehr Bestand hat. Wir Deutschen haben ja immer wieder alles zusammenbrechen sehen."

Er taucht in die Vergangenheit, in das Jahr 1969, als er mithalf, die sozial-liberale Koalition auf den Weg zu bringen. Als die Liberalen noch große Ideen hatten und großes Personal und nicht so ein armseliger Haufen waren wie heute, sagt er. Er habe an Willy Brandt geglaubt, die Lichtgestalt, und das auch in Leitartikeln geschrieben. Sie hätten ihn, den Verleger, als Nestbeschmutzer beschimpft, aber er habe die politische Veränderung gewollt, weil das Land erstarrt gewesen sei und keine Luft mehr zum Atmen gehabt habe. Und dann erzählt er noch, wie er mit der Hilfe von Hans-Dietrich Genscher, mit dem er das Geburtsjahr teile, nach dem Mauerfall die "Mitteldeutsche Zeitung" aus Halle an der Saale ergattert habe. Es sind Geschichten von Neuanfängen, und man spürt, wie das Leben in ihn zurückkehrt, während er sie erzählt.

Er trieb einmal die Zeit vor sich her. Er bestimmte, was passierte. Im Kleinen wie im Großen. Wenn in Köln der Oberbürgermeister gewählt wurde, trafen sich die Kandidaten vorher bei ihm zum Essen. Zu seinem 80. Geburtstag redete die Kanzlerin. Weil er den Koch aus dem Nachbargarten so mochte, interviewte er ihn, und seine Zeitungen druckten das. Er kaufte die Mehrheit an der "Frankfurter Rundschau", weil er sie interessant fand. Er sah sich gar nicht richtig die Zahlen an. Er dachte, das kriegen sie schon hin. Jemand sagte ihm, dass sie das Format verkleinern sollten. Das klang gut, half aber auch nichts. Die Zeitung sah schön aus, aber sie verkaufte sich immer schlechter. Es gab neue Ideen, jeder redete, alles rauschte. Man konnte nicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mehr mit einem Anruf oder einem Leitartikel ins Getriebe greifen wie früher. Die Zeit trieb ihn jetzt vor sich her.

Sein Medium sei das Fax, sagen sie im Verlag. Seine Schrift sei Arial, 12 Punkt. Er habe keinen realistischen Blick in die Zukunft. Die Frage ist, ob den überhaupt jemand hat, nur weil jetzt auch viele ältere Verlagskollegen begeistert auf ihren iPads herumtippen, als hätten sie die Weltformel geknackt.

Am Ende vertraute er seinem Sohn, weil er ihm am nächsten war.

Es könnte sein, dass seine Familientragödie mit der Tragödie der Zeitungslandschaft zusammenhängt. Die Geschichte von Vater und Sohn ist womöglich nur ein Beispiel für den schweren Übergang der guten alten Zeitung in die schnelle neue Zeit. Er wolle jetzt erst mal keine weiteren Zeitungen kaufen, sagt Neven DuMont. Er hat auch die Farm in Maryland verkauft und die Wohnung in London. Das wurde alles zu viel. Der Vater in seinem jüngsten Roman reist mit leichtem Gepäck durchs Leben.

Vor ein paar Monaten hat Alfred Neven DuMont den Sohn durch seine Tochter Isabella ersetzt, die früher mal zwei Pferdemagazine verantwortete und sich zuletzt um einen Kletterpark kümmerte, den sie zusammen mit ihrem Ehemann betreibt.

Sein Sohn sitzt zu Hause und kommentiert über Facebook die Weltlage und das Wetter. Alfred Neven DuMont hofft, dass der Sohn sich beruhigen wird. Ab und zu telefonieren sie miteinander, aber es sei so, dass der Junge ununterbrochen rede, manchmal eine Stunde lang, manchmal zwei, und irgendwann kämen die Vorwürfe. Konstantin müsse begreifen, dass er eine Schuld an seiner Lage trage. Erst dann könne er wieder neu beginnen.

Er weiß nicht, ob der Sohn das Buch gelesen hat. Aber der Vater hat ihm, kurz bevor es herauskam, mitgeteilt: Es ist nichts über dich.

"Isabella ist gut im Haus angenommen worden. Sie ist ja das Gegenteil von Konstantin, ruhig, freundlich, besonnen. Ich werde sie zum Zeitungskongress nach Berlin schicken, damit sie sich ein paar Leuten vorstellen kann. Da kann sie der Frau Merkel die Hand schütteln", sagt er.

Draußen wird es langsam dunkel. Der Herbst kommt, und Alfred Neven DuMont schaut jetzt abends oft in den Kamin.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Das Feuer", sagt er, "ist immer anders. Das ist mein Fernseher."

Fünf Tage später, als der Zeitungskongress in Berlin beginnt, ist Alfred Neven DuMont bereits auf Mallorca, wo er ein Kastell in den Bergen besitzt. Er will mit seiner Yacht nach Menorca fahren, ein bisschen die Sonne genießen und an seinem nächsten Roman arbeiten. Sein Name steht auf der Teilnehmerliste des Kongresses, aber er weiß, dass er nichts verpasst. Er kennt sie ja alle, die Männer mit den grauen Haaren und den schwarzen Anzügen, die sich im Kongresssaal des Hotel Maritim in der Friedrichstraße versammelt haben. Helmut Heinen, der Chef des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger, ist seinem Haus eng verbunden. Er weiß, was von den Kongressteilnehmern zu erwarten ist, und auch, was nicht.

Helmut Heinen spricht in seiner Rede über die deutschen Zeitungen im Zeitalter von Google und Facebook. "Wir akzeptieren selbstverständlich den Wettbewerb mit den Riesen dieser digitalen Welt", sagt er, und es klingt, als griffen die Außerirdischen an. Hinter ihm steht das Motto des Kongresses. "Kleine Welt - große Player - Wer bestimmt die Regeln?" Draußen rumpelt Berlin- Mitte. Isabella Neven DuMont sitzt in der zweiten Reihe, eine der wenigen Frauen zwischen all den Anzügen. Sie spricht kurz mit Mathias Döpfner und hört sich die Rede von Angela Merkel an, die zu den Zeitungsmenschen spricht wie zu einer Gruppe verunsicherter Kinder.

"Für Sie als Zeitungsverleger ist es geradezu lebenswichtig, am Puls der Zeit sein zu können", sagt die Kanzlerin. Wegen der rasanten globalen Entwicklung stelle sich die Frage: "Ist Ihre Branche getriebene oder treibende Kraft des Wandels?" Der Kongress schweigt, die Entscheidung scheint lange gefallen zu sein. Am Ende ihrer Rede sagt Merkel noch: "Ich lese immer wieder gern Zeitung." Dann rauscht sie mit ihrem Gefolge aus dem Saal, wenig später geht auch Isabella Neven DuMont nach Hause.

"Das war schon eine seltsame Veranstaltung", sagt Isabella Neven DuMont ein paar Tage später. "Irgendwie männlich und auch ein wenig altmodisch. Die paar Frauen, die da waren, waren meistens nur die Begleitung der Männer. Besonders wohl habe ich mich da nicht gefühlt, aber ich kannte die meisten natürlich auch nicht."

Sie sitzt an einem langen Tisch im Konferenzsaal des gläsernen Hauptquartiers ihres Unternehmens im Kölner Stadtteil Riehl. An den Wänden hängen Faksimiles von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

uralten Zeitungen des Verlags sowie Gemälde und Fotografien von Familienmitgliedern. Sie hat keinen der Ahnen kennengelernt. Der jüngste, ihr Großvater Kurt, starb ein Jahr, bevor sie geboren wurde. Sie sieht die Porträts lächelnd an.

Sieht sie sich in deren Tradition?

"Ich glaub schon", sagt sie. "So eine Verlegerpersönlichkeit wie mein Vater werde ich sicher nicht. Aber das braucht's auch nicht mehr. Die Zeit hat sich verändert. Jetzt müssen wir gucken, wie wir mit dem digitalen Zeitalter zurechtkommen. Ich bin im Vorstand für die Veränderungen zuständig. Vielleicht ist es da gar nicht schlecht, dass ich einen anderen Blick habe als meine Vorstandskollegen. Ich bin ja eine völlige Quereinsteigerin."

Sie habe eine Zeitlang überlegt, ob sie den Schritt in den Verlag gehen solle, sagt sie. Sie hatte ja ein ausgefülltes Leben, mit den Kindern, dem Mann und dem Kletterpark. Sie hat es gemacht, weil der Vater in Not war. Der Bruder fühle sich natürlich von ihr verdrängt, im Moment haben sie keinen Kontakt. Es war am Ende eine Familiensache. Sie hat sich nicht für ihre kleine Familie entschieden, sondern für die große, für all die Toten da an der Wand.

"Es hat die Mitarbeiter im Verlag beruhigt, dass jemand aus der Familie kam und nicht irgendein Manager", sagt sie. "Die waren regelrecht erleichtert."

Sie weiß natürlich nicht genau, was sie erwartet. Sie nimmt an Redaktionskonferenzen teil, das sei sehr interessant. Aber es gebe ja auch viele andere Sitzungen. Sie versuche, ihre Zeit hier im Verlag sehr "gebündelt" einzusetzen. Sie habe eine gute Assistentin, die ihr viel abnehme, und mit der neuen Technik könne man ja auch mal von zu Hause aus arbeiten. Sie sei nicht so der Zahlenmensch, aber es gebe den Dr. Klein, der sei ein hervorragender Zahlenmensch. Sie weiß, dass man sich künftig mehr auf Nebengeschäfte konzentrieren muss, um sich weiterhin anspruchsvolle Zeitungen leisten zu können. Sie weiß, dass es Schnitte geben wird, die schmerzhaft sind, aber sie hofft, dass das nicht so bald passieren wird. Sie sagt, dass man sich mehr um junge Leser kümmern müsse. Leser wie ihre Kinder, die sich kaum noch für Zeitungen interessierten.

Früher hat sie Araberpfede gezüchtet, weil die so menschenfreundlich seien. Aber die Araberzucht ging in Deutschland den Bach runter, sagt sie. Da hat sie aufge-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hört. Vielleicht wird sie über ihre Zeitungen einmal so reden wie über ihre Pferde. Isabella Neven DuMont wirkt freundlich und interessiert und nicht besonders besorgt. Ein bisschen wie eine Praktikantin aus gutem Hause. Demnächst macht sie mit ihrer Mutter eine Reise für die DuMont- Stiftung nach Kenia und Tansania. Da freue sie sich natürlich auch drauf.

Von ihrem Platz am Konferenztisch kann sie das Büro ihres Vaters sehen. Es liegt hinter einer schwarzen Glasscheibe. Sie hofft, dass er nun, da sie hier ist, nicht mehr so oft in dieses Büro zurückkommen muss, sagt sie. Sie lächelt, und man weiß nicht, ob sie das für ihn oder für sich hofft.

Am Ende des Romans "Vaters Rückkehr" entsteht der Eindruck, dass sich der Junge die Rückkehr seines Vaters nur eingebildet haben könnte und der Alte wirklich tot ist. Er besucht den Friedhof, auf dem die Grabstätte der Eltern liegt. Auf dem Stein ist das Geburtsdatum des Vaters eingraviert, aber über die Stelle, wo sich der Todestag befinden könnte, hat sich eine Ranke festgeklammert, die der Sohn nicht abbekommt, so sehr er auch zerrt und kratzt. Der Autor, so sieht es aus, konnte sich nicht dazu durchringen, den alten Mann gehen zu lassen.

An einem Morgen ruft Alfred Neven DuMont dann noch einmal aus Mallorca an. Er bewertet den Zeitungsverlegerkongress, an dem er gar nicht teilgenommen hat, kritisiert die Bundeskanzlerin und die, wie er findet, unentschiedene Papstberichterstattung des SPIEGEL. Er bittet, seinen Sohn Konstantin in Frieden zu lassen und seine Tochter fair zu behandeln.

Es ist ein Kontrollanruf, fürsorglich, aber auch ein wenig bedrohlich. "Bitte beruhigen Sie mich", sagt er, aber es klingt nicht wie eine Bitte. Es klingt wie ein Angebot, das man ihm nicht abschlagen kann. Der Mann in der Leitung erinnert eher an Don Alfredo als an Alfred. Das Wetter auf der Insel, sagt er noch, sei wunderbar.